Junge Welt



BERLIN · MÄRZ 1943 · JAHRGANG 5 · HEFT 3

30 Pf.



Jugend in Waffen

Die Zeit gestattet niemand mehr ein friedliches Idyll. Die Jugend, von jeher in seiner Begeisterung ein entflammender Teil des Volkes, will sich auch diesmal bewähren. Aus dem Arsenal ihrer gläubigen Liebe und Hingabe an das Deutsche Reich von heute holt sie sich ihre Waffen. Sie lernt in den Wehrertüchtigungslagern von fronterfahrenen Unterführern das Kriegshandwerk von Grund auf kennen. Aber dies allein meinen wir nicht, wenn wir schreiben: Jugend in Waffen! — Wir meinen eine Jugend, die auf das härteste entschlossen und gewillt ist, in jeder der vielen Formen des Kriegsdienstes etwas zu leisten. So auf das Höchste aufgerufen, einig im Geiste und in der Gesinnung, Schulter an Schulter, will sie nicht anders gesehen werden als eine Jugend, die sich auf das Höchste gerüstet hat.

Aufnahmen: Scherl (3), Atlantic

Entweder — ODER

Bis zum 30. Januar dieses Jahres konnte man der Meinung sein, daß der Krieg seine Belastungen zwar drückend auf die Schultern des Volkes legt, der Sieg letzten Endes jedoch die Frucht der Anstrengung unserer Soldaten ist.

Die Jugend mochte man erst recht in die Rolle des bloßen Zuschauers verweisen, dessen Begeisterung und Hilfsbereitschaft zwar rührend ist, aber im großen und ganzen nur eine unwesentliche Hilfe bedeutet. Hier und da zwar nahm der Kriegshilfsdienst der Jugend eine Form an, die Bewunderung abnötigte und über das Maß des Erwarteten hinausging, hier und da machte die Tapferkeit eines Jungen oder eines Mädchens von sich reden, die sich in kritischen Situationen an der Heimatfront durch eine fast soldatische Art des Benehmens auszeichneten — aber im großen und ganzen mochte man die Jugend als den geborgensten Schatz ansehen, als den Teil unseres Volkes, der zwar auch an den kriegsbedingten Unannehmlichkeiten trug, dessen geistige Welt jedoch am unberührtesten schien.

Die Jugend machte keinen Hehl daraus, daß sie ihren Teil am Kriege zu übernehmen wünsche, daß sie nicht beabsichtige, die Frucht des Sieges wie ein Geschenk zu übernehmen und die Segnungen des Werkes nur zu genießen, für das die Älteren, die Väter und Brüder, Blut und Leben gaben.

Nun jedoch ist der Krieg auf seinem Höhepunkt angelangt. Alle Kräfte sind aufgerufen und auch die Jugend ist bereit, einen vielfach höheren Beitrag als bisher zu leisten. Alle Maßstäbe haben sich in dem Laufe der vier letzten Jahre gewandelt. Die Jugend, deren Sinn nach fröhlicher Ertüchtigung ging, nach Ausbildung und Schulung ihrer Kräfte, kurz gesagt, nach fröhlich-ernstem Spiel, ist nun über ihre Jahre hinaus für ganz andere Belastungen reif geworden.

Die weißen Zelte des Sommers sind vergessen. Die harten Entscheidungen des Krieges spielen sich auch in ihren Seelen ab. Wenn Väter, Mütter und Brüder vor der bedingungslosen Entscheidung des „Entweder — Oder" stehen, so wollen auch die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen an ihre Seite treten.

Sie sind durch Jahre hindurch zu einem kämpferischen Lebensstil erzogen worden, und sie fordern jetzt für sich, daß man die Probe aufs Exempel mache, daß man im Feuer einer harten Gegenwart auch ihre Herzen erprobe.

Sie wollen als Arbeitskräfte gewertet werden, als Hand und Verstand, die man als vollwertige Faktoren im Kriegsplan der Heimat einsetzen kann. Bequemlichkeiten herzugeben fällt ihnen leicht. Sie wollen sich nicht in der Täuschung eines friedlichen Lebens wohlauf befinden, sie wollen, daß man sie nach soldatischem Maßstab mißt.

Wenn nun der totale Kriegsplan die Jugend in die Fabriken, in die Werkstätten und an die Flakgeschütze führt, so ist das nicht die in letzter Verzweiflung erfolgte Mobilisierung von Kindern, sondern es ist die folgerichtige Durchführung eines Programms, für das bei der Jugend die seelischen und geistigen Voraussetzungen längst gegeben sind.

Wenn in Sowjetrußland die totale Kriegsanstrengung, die dort jeden Greis und jedes Kind erfaßt, das Bild einer seelenlosen Anpeitschung der letzten Arbeitskräfte bietet, so steht der totale Kriegseinsatz der deutschen Jugend demgegenüber im Licht einer freiwilligen, selbstverständlichen und gläubigen Hingabe, die das Letzte an Kraft noch wie ein Geschenk auf den Opfertisch des Vaterlandes legt. Durch diese Teilnahme am Kriege, dessen soldatisches, eisernes Gesetz nun auch auf die deutsche Jugend ausgeweitet ist, gewinnt sie sich zugleich den Schein der echten Würde, der ihr erlaubt, nicht mit gesenkten Augen, sondern mit offenen und strahlenden Blicken vor die Geister der Toten hinzutreten, die in diesem Kriege das Allerletzte und Allerhöchste gaben.



Gebote an die Jugend

Du sollst keinen anderen Gedanken haben als den, was du tun kannst, um zum Siege beizutragen!

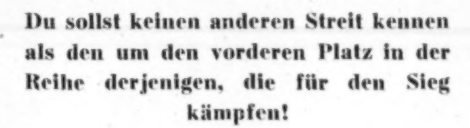
Du lebst nur einmal! In die Zeit dieses Deines Lebens hat Gott eine zweitausendjährige deutsche Geschichte auf einen Höhepunkt geführt, der von Dir alles fordert. Es gibt nichts, was wichtiger wäre als diesem Ruf des Schicksals gehorsam zu sein. Kein Besitz, keine Äußerlichkeit, keine Bequemlichkeit dürfen Dich abhalten, diese Schicksalssekunde des deutschen Volkes zu erkennen. Was Du bist, was Du hast und was Du kannst, gehört Dir nicht allein, sondern Du hast es für die Größe Deines Vaterlandes zu opfern. Tag und Nacht, Monat um Monat hast Du nur daran zu denken, wie Du Dich und Deine Kräfte am besten zum Wohle Deines Vaterlandes einsetzest.

Aufn. W. Risch, Weidenbaum, Atlantic, Archiv



Du sollst keinen anderen Haß kennen als den gegen deine Feinde!

Es gibt keine Zuneigungen und Abneigungen gegen Freunde und Feinde Deines privaten Lebens mehr. Dein Gefühl ist für eine höhere Sache aufgerufen. Schulter an Schulter mit jedem Deiner Kameraden stehst Du im heiligen Feuer einer höheren Empfindung, die Dir befiehlt, Deutschland zu lieben und seine Feinde zu hassen. Denn die heute Krieg gegen uns führen, wollen Dich und uns vernichten, Dir Deine Heimat nehmen und jede glückliche Zukunft verwehren. Sie wollen das Erbe, das Dir von Deinen Vorfahren überantwortet ist, zerstören. Sie wollen Dir die Freiheit nehmen.
Es ist Deine Pflicht, diese Deine Feinde inbrünstig zu hassen!



Du sollst keinen anderen Streit kennen als den um den vorderen Platz in der Reihe derjenigen, die für den Sieg kämpfen!

Hader und Zwietracht, Ehrgeiz und innerer Streit haben das deutsche Volk schon so oft um die Früchte seiner Anstrengung betrogen. Nun soll es keine Zwietracht mehr geben, keinen Unterschied und keine Klassen. Bewertet wird einer nur danach, welchen Beitrag er zum Siege leistet.

Du sollst keinen anderen Glauben haben als den an dein Vaterland!

Unerschütterlich soll Dein Glaube sein. Wer nicht glaubt, ist hilflos! Nur der Glaube verleiht die Härte, die auch das Schwerste überwinden läßt. Wisse, daß Du an nichts Schöneres und Höheres glauben kannst als an Dein Vaterland. Als Tiefstes und Reinstes soll es in Deinem Herzen ruhen. Glaube an Dein Vaterland als an eines der besten und tüchtigsten Völker der



Erde. Und glaube daran, daß der Allmächtige selbst es liebt.

Du sollst keine andere Ehre haben als die des Vaterlandes!

Deine Ehre kann Dir nicht in einzelnen Regeln und Vorschriften von dieser oder jener Gruppe von Menschen bestimmt werden. Die Ehre ist eines der fundamentalsten sittlichen Gesetze und als solches untrennbar mit der größeren Ehre Deines Verbandes verbunden. Es gibt keine Ehre für Dich, wenn das Vaterland zerbrechen sollte. So bist Du mit dem, was Deinen sittlichen Kern ausmacht, untrennbar mit dem Geschick Deines Volkes verbunden.

Du sollst keine andere Furcht haben als die, zu versagen.

Du brauchst nichts zu fürchten. Keine Entbehrung, keinen Schmerz, keine Unbequemlichkeit und keine Härte. Sie sind unendlich oft in diesem Kriege von deutschen Soldaten erduldet und überwunden worden. Furcht sollst Du nur empfinden in dem Gedanken daran, der

Anforderung Deines Volkes nicht zu genügen, daß Deine Kräfte, Dein Mut und Deine Standfestigkeit nicht ausreichen. Fürchte dieses jämmerlichste aller Schicksale, feige und schwächlich zu sein.

Du sollst kein anderes Leben für lebenswert halten als das in einem siegreichen Deutschland.

Begreife, daß es für uns keinen Ausweg gibt. Es gibt keine Hintertüren, durch die man sich in einen Frieden ohne Ehre retten könnte. Begreife, daß Du mit allem, was Du bist, an das Geschick Deines Volkes gebunden bist. Du hast nur die Wahl zwischen einem freien Leben oder einem sklavischen Dahinvegetieren. Bekenne, daß Du den Tod vorziehst, denn ehrenhaft untergegangen ist besser als in Schande, Unfreiheit und Knechtschaft zu leben. Sei deshalb bereit, jung wie Du bist, auf die Frage des Schicksals zu antworten:

Ich will alle Opfer gering achten, ich will alle Unbequemlichkeiten für nichts nehmen, aber ich will anders nicht leben als in einem siegreichen Frieden!



Der Glaube der HJ.

Der Hitler-Jugend anzugehören, hieß noch nie, ein bloßes Mitglied einer Vereinigung zu sein, die nun mal von Gesetzes wegen besteht.

Der Glaube, das leidenschaftliche Gefühl, bedingungslose Anhängerschaft und Treue zu den weltanschaulichen Grundsätzen, die der Nationalsozialismus vertritt, hat die Hitler-Jugend groß werden lassen.

Aufnahmen: Kempter-Bavaria, Fritz Emde





Unter den Bedingungen des Kampfes ist sie zu einer mächtigen Einheit geworden, die diesen Glauben, diese Leidenschaft und diese Treue auch beibehalten hat, als sie es nicht mehr nötig hatte, um ihre Anerkennung zu ringen.

Die Fahnen, die einst den Kolonnen der Hitler-Jugend voranwehten, wehen ihr auch heute wieder voran. Der alte Geist der Hitler-Jugend, der sich einst am Kampfe entzündete, ist nicht vergangen wie eine einmalige geschichtliche Erscheinung, sondern lebt auch heute noch.

Die Führer der Hitler-Jugend, die einst diesen Glauben predigten, sehen ihn heute im Laufe der Jahre zum millionenfachen Besitz aller deutschen Jungen und Mädchen geworden.

Zahllose Werke des Friedens zeugen von der Kraft dieses Glaubens. Die Welt hat ein einmaliges Beispiel jugendlicher Kraft gesehen, die sich in Kundgebungen, Verordnungen, sozialen Einrichtungen und großen Werken der Ertüchtigung, Schulung und Erziehung niederschlug.

Diese Kraft der Jugend richtet sich nun eindeutiger als je darauf, den Krieg gewinnen zu helfen.

Wieder wird sich Glaube und Geist der Hitler-Jugend im Kampfe bewähren.

Es weht eine schärfere Luft, doch die Hitler-Jugend kennt den Kampf, und sie wird sich so wie einst auf ihn einstellen.

Einer des andern Brüder

Die Stadt war durcheinandergekommen. In einem zweiten Bombenangriff waren viele Bindungen des Alltags aufgelöst. Obdachlose strömten auf den Plätzen zusammen und wurden in die Nachbarorte gewiesen, ganze Bezirke waren abgesperrt. Der Selbstschutz war organisiert und hatte sich



aus den verschiedensten Kräften der Bevölkerung zusammengesetzt.

So kam es, daß Hans F. sich plötzlich von seiner Familie getrennt sah. Vierzehn Jahre war er alt und gehörte schon zu den Rettungstrupps, die sich bei der Bekämpfung der noch wütenden Brände hervortaten.

Als er in die elterliche Wohnung zurückkam, sah er sie durchlöchert und in Unordnung und seine Eltern waren weg. Er machte sich keine Sorgen, denn er wußte, daß die Bevölkerung so weit wie möglich evakuiert wurde. Er selbst schlief mit den Kameraden seines Jahrgangs in dem Kellergewölbe einer festen Schule, denn es war gewiß, daß auch die nächsten Nächte von den Detonationen der Bomben erfüllt sein würden.

Hans F. war ein normaler Junge, den eine gewisse Unerschrockenheit auszeichnete und das Bestreben, sich und seine Kräfte nach Möglichkeit einzusetzen. Er kannte keine besondere Furcht, er wurde nicht von widerstrebenden Empfindungen hin- und hergerissen. Er war ein Junge unserer Tage, er wußte, was er wollte, und auch diese schrecklichen Ereignisse, die so tief in das friedliche Leben der Stadt eingriffen, nahm er als Gegebenheiten hin.

Er kam sich nicht verlassen vor. Er überzeugte sich, daß seine Mutter mit einigen Geschwistern zu Verwandten auf dem Lande gefahren war, und es gelang ihm, sich bis zum Bahnhof durchzuschlagen und seiner Mutter einige Worte zuzurufen, die sie unter Tränen lächelnd hörte und mit einigen Ermahnungen erwidern wollte, als der Zug sie schon entführte.

Ich möchte nicht sagen, daß dies ein Leben nach seinem Herzen war, aber da nun schon einmal die Ereignisse aus seiner Heimatstadt einen Schauplatz von Brand und Tod gemacht hatten, fühlte er sich wie zu einem Spiele aufgerufen, einem Spiel allerdings, dessen ganzen Ernst er kannte.

Er zog sofort mit einigen seiner Kameraden in die elterliche Wohnung ein und machte einen „Haushalt für Jungens" daraus, was nicht heißen will, daß sie zu einem Räuberstall wurde. Aber die Regeln der alten Welt galten ja nicht mehr. Er fühlte sich durchaus als Herr des Hauses und war in der Lage, seinen Kameraden am unversehrten Herd ein schnelles Mittagessen zu bereiten, nach den Rezepten allerdings, die er in Wald und Wiese ausprobiert hatte.

Sie leisteten schwere Arbeit. Immer wieder gab es Neues zu tun, Sachwerte vor der Vernichtung zu bewahren, einsturzbedrohte Häuser zu räumen, und es gab manche kitzlige Situation dabei, vor der er nicht die Augen verschloß, sondern sie in kühnem Abmessen erkannte. Er spielte nicht mit den Gefahren, aber er fühlte sich als ein Mann, der nicht zurückschrecken darf, wenn etwas auf dem Spiele steht.

Abends hörten sie dann wieder das Konzert, das Flackgeschütze und Bombenexplosionen aufführten. Er unterschied die einzelnen Geräusche, aber er war geneigt, sich als Soldat zu fühlen, der seinem Herzen nicht gestattet zu beben.

Im Kreise mit ihm saßen die anderen Jungen, wie er, alle von gleichem Benehmen, von der gleichen Art. Ohne daß sie es merkten, schlossen sie sich enger aneinander an. Die Bande wurden unlöslich, einer war mehr als des anderen Freund. Sie waren einander wie Brüder.

Und brüderlich teilten sie sich in die Arbeit und in die kargen Freuden. Schokolade wurde an die Helfer verteilt. Sie bissen nur ab und gaben es weiter. Es gab nichts Verächtlicheres für sie, als wenn einer der Erwachsenen ihre Mühe ihnen mit Geld belohnen wollte. Das hieß sie verkennen, denn sie waren ja wie junge Soldaten.



Zeichnungen (2) Walter Risch
Aufn. (2) Barbara Lüdecke



Werdet so schön an Körper und Geist
Und achtet euch selbst so hoch,
Daß nur die Besten es wagen dürfen,
Euch gut zu sein.

Baldur von Schirach

Die Mädchen von Traunstein



Mitten im herrlichen Alpenvorland, in Traunstein in Oberbayern, liegt die Gymnastikschule des BDM.-Werkes „Glaube und Schönheit". Sie paßt sich in ihrem Baustil der Landschaft und dem Volkstum an. Niedrig steht das helle Haus, über dem das breite Dach schützend liegt. Es schützt vor den Regenfällen und den Gewittern des Sommers und vor den Schneefällen des Winters. Die Berge beherrschen die Landschaft. Im Frühjahr liegen blühende Wiesen vor ihren schneebedeckten Gipfeln; im Sommer stehen Kornfelder auf geschwungenen Hügeln vor ihren hellschimmernden Höhen. Und im Winter leuchten ihre schneebedeckten Gipfel in der Wintersonne.

Auch die Inneneinrichtung der Schule paßt sich oberbayerischem Volkstum an. Holzvertäfelte Wände, auf deren Bord Krüge und Teller stehen, handgeschmiedete Lampen, ein Bauernzimmer ergeben zusammen mit den zweckmäßig eingerichteten Schulungsräumen, Schlafräumen sowie einer großen, hellen Turnhalle eine Einheitlichkeit, die vorbildlich ist. Diese Schule ist die Schulungsstätte für die hauptamtlichen Sportwartinnen des BDM. In dreiwöchigen Lehrgängen erhalten hier je 30 Sportwartinnen aus dem ganzen Reich die Ausrichtung für ihre Arbeit. Hier wird das Ziel der Leibesübungen erarbeitet, das



sie zu verwirklichen haben, und wie sie es an jedes deutsche Mädel heranzutragen haben.

Das Ziel dieser Erziehung ist das gesunde, leistungsfähige Mädel, das sportlich geübt ist und das durch die Gymnastik erzogen wird zur natürlichen, schönen Bewegung; das Mädel, das weiß, daß ihr Körper nicht ihr selbst gehört, sondern der Nation; das Mädel, das weiß, daß es damit seinem Volk gehört und verpflichtet ist, ein gesundes, sauberes und zuchtvolles Leben zu führen.

Sie müssen selbst Vorbild sein im täglichen Dienst, beim Sport, auf Fahrt und im Lager, sie müssen die Forderungen einer gesunden Körperpflege kennen, einer gesunden Ernährung, Kleidung, Wohnung, Freizeit und Erholung. Sie sollen Bau und Lebensvorgänge des menschlichen Körpers kennen und sollen erste Hilfe leisten können bei Unfällen und Krankheiten. So werden sie imstande sein, mitzuhelfen bei der großen Aufgabe, deutsche Jugend gesund zu erhalten. Besonders aber soll das Mädel dadurch Ehrfurcht haben vor dem Wunder des Lebens, Ehrfurcht vor ihrem Körper, der der Träger dieser wunderbaren Vorgänge ist. Es muß wissen, daß des Volkes Leben bei seinen Frauen liegt und daß nur gesunde Frauen dem Volke gesundes Leben schenken können.

Kriegsberichter Klaus Danzer:

Stoßtrupp am „Toten Turm"

WIE LEUTNANT WITSCH DAS RITTERKREUZ DES EISERNEN KREUZES ERWARB

PK. Nach anstrengendem Nachtmarsch hatte das Bataillon als Vorhuteinheit gegen 9 Uhr morgens das etwa fünf Kilometer ostwärts P. gelegene Bahnwärterhaus erreicht. Von dort aus sollte nunmehr ein kampfstarker Stoßtrupp auf den Ostrand von P. vorstoßen, um sodann in Verbindung mit den von Norden her angreifenden Einheiten den Ort vom Gegner zu säubern und so das weitere Vordringen gegen den Kuban zu ermöglichen. In erster Linie mußte es sich dabei darum handeln, den dem Ostrand vorgelagerten „Toten Turm" zu nehmen, der dem Feind eine hervorragende Übersicht über das gesamte Gelände ermöglichte.

Es pfeift von allen Seiten

In der Deckung von Mais- und Akazienfeldern arbeitet sich Leutnant Witsch als Führer des Stoßtrupps zunächst entlang dem Bahndamm vor. Noch zischen und pfeifen die Geschosse und Granaten über ihn und seine Soldaten hinweg. Noch ist er der Sicht der Bolschewisten entzogen. Noch auch kann er mit Unterstützung der von Norden her an die Bahn vorgestoßenen Vorausabteilung der rechten Nachbareinheit rechnen. Dann aber — gerade in dem Augenblick, wo er in Anpassung an das Sumpfgelände nach Süden abbiegen muß — zwingen die Sowjets durch wiederholte Feuerüberfälle mit schweren Granatwerfern die Vorausabteilung zum Stehen. Unbeirrt geht indessen der Leutnant mit seinem Stoßtrupp weiter, überquert einen Panzergraben und dringt gegen ein stark ausgebautes sowjetisches Hauptkampffeld vor. Rasend schlägt ihnen dabei frontal ebenso wie flankierend das feindliche Feuer entgegen. Ringsum zischen die Geschoßgarben, detonieren die einschlagenden Granaten. Verzweifelt sucht sich der Gegner zu wehren, bis er schließlich doch unter Verlust von Gefangenen, Toten und Waffen dem ungestümen deutschen Angriff nach Westen weichen muß.

Der feuerspeiende Igel

Rastlos drängt nunmehr der Stoßtrupp weiter. Greifbar nahe schon sehen die Soldaten den Turm vor sich, von dem aus die Bolschewisten das Feuer ihrer schweren Waffen auf sie lenken, während die Maschinengewehre und Granatwerfer fast aus jedem Fenster des kleinen Häuserkomplexes Feuergarbe um Feuergarbe herüberpeitschen. Sprungweise geht es vor, je schneller, desto besser; denn es ist nicht die geringste Deckung vorhanden. Die erste Häuserfront ist erreicht. Handgranaten zischen, Gewehrschüsse jagen in rasender Folge hinüber und herüber. Mann gegen Mann wird auch diese Bastion ausgeräuchert. Die Sowjets haben eine beherrschende Beobachtungsstellung verloren, in der sich nunmehr der Leutnant mit seinen Soldaten einigelt, um etwaige Gegenangriffe feindlicher Infanterie abwehren zu können.

Alles kommt jetzt darauf an, den Gegner über die tatsächliche eigene Stärke zu täuschen. „Mehr scheinen als sein", heißt hier die Parole der Stunde. An der nördlichsten Ecke des Igels hat Witsch ein schweres Maschinengewehr unter Führung eines Feldwebels, ausgezeichnet mit dem Deutschen Kreuz in Gold, in Stellung bringen lassen. Es faßt — in unentwegter Folge Garbe um Garbe hämmernd — den zurückgehenden Gegner in der Flanke und riegelt ihn von seinen Verbindungen ab. — Wenig später versuchen die Bolschewisten, mit Unterstützung zweier Panzer von Westen, Norden und Nordosten her einen Gegenstoß. Gleichzeitig setzt aus südlicher Richtung eine wilde Heckenschießerei ein. Hierbei spielt das Maschinengewehr des Feldwebels wiederum eine besondere Rolle. Anfänglich nach Nordosten eingerichtet, macht es laufend Stellungswechsel und bestreicht so praktisch einen Radius von 180 Grad.

Der entscheidende Stoß

Ungebrochen rast in immer neuen Folgen das Feuer der leichten und schweren feindlichen Waffen von drei Seiten her gegen den Stützpunkt am „Toten Turm". Wohl bringt das angeforderte eigene Artilleriefeuer einige Entlastung, vermag jedoch offensichtlich die Bolschewisten nicht vernichtend zu treffen. Zu massiert sitzen sie insbesondere im Ostrand von P. Zu stark ist auch noch die Kraft vor allem ihrer schweren Geschütze. Nur ein Eindringen in die gegnerischen Stellungen und eine damit für die Sowjets drohende Umfassung vermag hier entscheidend zu wirken. Das ist die klare Überlegung, die Leutnant Witsch anstellt. Und — gedacht, getan. Unter dem Feuerschutz der Pak und der schweren Maschinengewehrgruppe dringen die Soldaten unter seiner Führung in zähem Nahkampf in den Ostrand von P. ein. Haus um Haus muß mit Handgranaten und Seitengewehren genommen, Straße um Straße verbissen freigekämpft werden, bis mit einbrechender Dunkelheit der Befehl kommt, das bisher Erreichte zu halten und Anschluß an die inzwischen links und rechts nachgezogenen Einheiten herzustellen.

Der glückhafte Tag

Wohl ist P. damit noch nicht endgültig gefallen. Aber unverkennbar ist die Hauptkraft des Gegners mit diesem Eindringen in den Ort gebrochen. Der Feuerzauber, der den ganzen Tag über in unentwegter Folge angehalten hat, verstummt fast völlig. Wie der Fortgang der Kampfhandlungen zeigt, ist nicht nur die Flankenbedrohung der nunmehr von Norden her vordringen-

(Fortsetzung Seite 21)

Aufn. (2) Babara Lüdecke
Zeichnung Nordmann



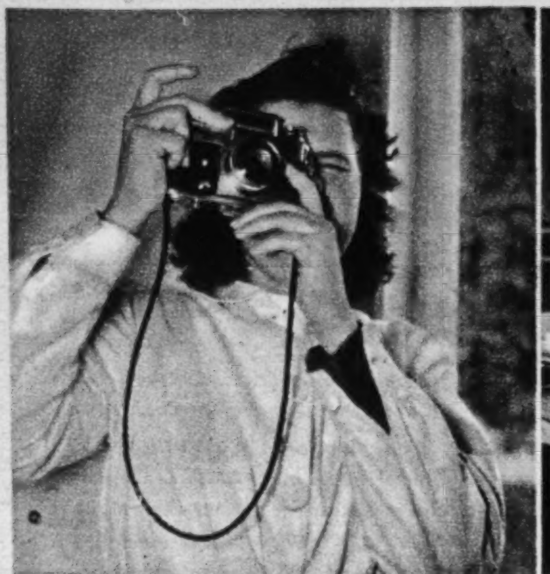


Die junge Salzburgerin im Kriege

Der totale Krieg bringt nicht nur eine Anballung von Energien mit sich, er verändert nicht nur das Leben nach seiner unbequemen Seite hin, sondern er bringt ein neues Lebensgefühl und einen neuen Lebensstil mit, der auch die härteste und dichteste Folge von Arbeit und Anstrengung zu einer ethischen Schönheit erhebt. Die Arbeit bewältigt unsere Jugend nicht, sondern die Jugend wird sich der Arbeit bemächtigen, wird sie ausfüllen mit all ihrem Temperament und mit all ihrer Fröhlichkeit, deren sie fähig ist. Das Beispiel einer solchen Umstellung und Einstellung auf den Krieg als auf die modernste Gegenwart, die kein zwangvolles Neues, sondern mit Leben und Lebensführung unbedingt verbunden bleibt, bietet uns die Stadt Salzburg, die unsere Bildberichterstatterin aufsuchte, um die junge Salzburgerin zu zeigen, die ihre Arbeit lächelnd tut.

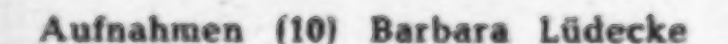
Am 17. März 1918 erblickte ich in der schönen Stadt Salzburg das Licht der Welt. Kein Wunder also, daß ich schon in frühester Jugend gerne lachte, was bis heute so geblieben ist. Eigentlich habe ich den um meine Erziehung bemühten Personen allerhand Sorgen gemacht, denn so quecksilberig und zu allen Streichen aufgelegt und anführend war nicht bald eine andere Göre. Dann trat das erstemal der Ernst des Lebens in Form der Berufswahl an mich heran. Da half mir also das Schicksal mit einem eisernen Muß ein bißchen nach, meinen richtigen Beruf zu finden. Die Lehrstelle in einem Photohaus wurde frei, und unter etwa 20 Bewerberinnen fiel die Wahl auf mich. Alsbald gewann ich die Arbeit lieb, und ich drang mit Begeisterung in die Geheimnisse dieser dunklen Kunst. Meine anderen Ideale wurden eben nebenbei betrieben, ich lernte Englisch, Französisch, Klavier, Harmonika, Singen, war im Mozarteumschor und dadurch Mitwirkende an den Festspielen. Aber erst vor zwei Jahren habe ich die schönste Seite meines Berufes entdeckt, und zwar die Bildberichterei, die ich nun zu meiner größten Freude und mit noch mehr Glück betreibe. In der Tat, ich bin dem Schicksal dankbar dafür, daß alles so ist, wie es ist, besonders aber dafür, daß ich Salzburgerin bin.







Keine Dunkelkammer ist so dunkel, daß man sie nicht mit fröhlicher Laune erhellen könnte. Man braucht unsere junge Salzburgerin nur anzusehen, um zu wissen, daß ihr dies im höchsten Maße gelingt


Aufnahmen (10) Barbara Lüdecke



Die nette Fremdenführerin

So ganz wohl war mir bei meiner Führung nicht zu Mute. — Doch — als ich dann als erstes mit meinen Soldaten oben am Inberg stand, um ihnen im Anblick dieses schönen Stadtbildes zu beiden Seiten der Salzach die Geschichte unserer Heimatstadt und damit die Geschichte des Salzburger Landes in mehr als fünf Jahrtausenden zu erzählen, da war plötzlich alle Scheu dahin. So lebendig spricht aus jedem einzelnen der schönen Bauwerke das Wachsen und Erleben dieser alten Bischofsstadt zum Beschauer, daß die Freude am Berichten und der Stolz, den Soldaten von allem erzählen zu können, ständig wuchs. Und je weiter wir dann auf unserem anschließenden Gang durch die Stadt kamen, um so aufgeschlossener wurde mein kleiner Zuhörerkreis.

Unversehens standen wir wieder auf dem Residenzplatz, über dem die feinen Töne des Glockenspiels erklangen. Begeistert meine Soldaten, froh und dankbar ich, daß ich ihnen ein Erlebnis vermitteln durfte, an das sie in den nächsten Wochen im Lazarett oder im neuen Fronteinsatz sicher noch gern zurückdenken werden.

Mein Platz, das Krankenhaus

Als mein Vater sofort bei Kriegsbeginn als Hauptmann zur Wehrmacht eingezogen wurde, siedelte ich mit meiner Mutter zu den Geschwistern nach Salzburg zurück. Da übernahm ich bald hauptamtlich die Stelle einer Beauftragten für „Glaube und Schönheit" im Bann Salzburg Stadt.

Mein Bruder ist eingerückt, nachdem er die Kriegsmatura auf der Oberschule bestand und ist auf einer Kriegsschule, da er Fliegeroffizier werden will.







Ein besonders glückliches Gefühl gibt die Tätigkeit einem Mädchen, wenn sie im Krankenhaus und im Lazarett das Ergebnis ihrer Arbeit empfinden darf

Meine Arbeit den Kindern

Wie viele Volksgenossen, wurden auch wir zu Kriegsdiensten aufgerufen. Mein erster Einsatz bestand im Landdienst in Mattsee, wo ich praktisch lernte und auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft manche nützliche Erfahrung sammelte. Im zweiten Kriegsjahr kam ich in das Kinderlandverschickungsheim in Fuschl am See, dort öffnete sich wieder ein ganz anderes Wirkungsfeld für mich. Hier bekam ich Einblick in einen großen Gastbetrieb. In der Küche habe ich wertvolle Anregungen erhalten. Einige Zeit war ich auch in einem Säuglingsheim tätig, sicher keine schlechte Vorübung für eine deutsche Mutter. Der heurige Kriegseinsatz führte mich in das städtische Kinderheim. Hier finde ich eine mannigfaltige Betätigung, teils bei den Kindern, teils in der Küche. Stopfen und Nähen wechseln mit den anderen Arbeiten ab.

In Salzburg geboren und hier aufgewachsen, fühle ich mich mit meiner Heimatstadt sehr eng verbunden. Nicht nur die reizvolle Umgebung der Stadt, sondern auch ihre Kulturschätze und ihr Kunstleben halten mich ständig im Banne. Schon meine Ahnen waren biedere „Salzburger Bürger" und so bin ich auch ein echtes Kind dieser Stadt.

Ich bin nun bald drei Jahre in der Hitler-Jugend tätig.

Neben meiner Arbeit als BDM.-Werk-Beauftragte machte ich als Kriegseinsatz jede Woche einen Halbtag oder ganzen Tag Dienst im Krankenlandeshaus, wozu mich meine Gesundheitsdienstausbildung durch unsere BDM.-Ärztin befähigt. Ich kann damit gleich meinen mit mir eingesetzten 15 Kameradinnen den Schwestern am Krankenbett Entlastung geben und den Ärzten manchen nützlichen Handgriff tun. Auch im Labor können wir helfen und in der Röntgenabteilung die Handhabung der Geräte kennenlernen.





Herbert Reinecker:

Die Reise ohnegleichen



Was war es, was ihm den Blick verdunkelte, und was war dies für ein Geräusch, das mit sonderbarem Tosen um ihn war? Ach! Ein Zug war es, der dunkel und langsam in den Bahnhof einglitt. Mühsam erfaßte der Oberleutnant das Bild. Wo kam dieser Zug her? Es schien, als gleite er lautlos heran, und doch brauste im Hintergrund ein ungeheurer Lärm.

Nun, der Oberleutnant starrte auf diesen Zug. Die Kälte brannte in seinem Gesicht. Aber es mochte auch irgendeine gewaltige Hitze sein. Er vermochte es nicht zu unterscheiden. Mühsam gewahrte er, daß man Verwundete einlud. Er hatte es oft gesehen. Ihr Atem dampfte. Die Szene hatte etwas Lautloses an sich. Die Verwundeten schwiegen. Ihre Gesichter trugen die graue Farbe des Schmerzes. Wo ein Stück ihrer Uniform zu sehen war, bot sie sich stumpf, erdig und fleckig dar. Einige Soldaten mit leuchtenden Verbänden um die Füße humpelten hinterdrein.

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzen wollte, stieg der Oberleutnant schnell ein. Eine gewisse Mühelosigkeit ließ ihn verwundern. Er stand an der Tür und blieb dort stehen. Er suchte keinen Platz. Er stand nur da und sah mit nachdenklichem Gesicht vor sich hin. Fast verwunderte er sich selbst, daß er kein einziges Gepäckstück bei sich trug und überhaupt so aussah, als sei er ganz plötzlich abgerufen worden, daß noch aller Grabendreck an ihm haftete. Er war ein graues Abbild des alltäglichen Soldaten.

Der Lärm, dessen Brausen er gehört hatte, war verklungen. Fast glückliche Stimmungen durchströmten ihn. Er fühlte sich ganz leicht, als habe er alle Schwere abgeworfen. Aber das mochte wohl der Zug sein, der ihn forttrug.

Der Oberleutnant sah dann einen Mann auf sich zukommen, einen Zahlmeister, dessen Gesicht rosig war und sonderbar glühte. Schmerzhaft empfand der Oberleutnant, daß es ihn befremdete, das Gesicht eines Menschen so nahe zu sehen. Er bemühte sich, die Worte zu verstehen, die jener sagte. Er begriff, jener Mann lud ihn ein, im Abteil Platz zu nehmen, denn es müsse ihm, derart an der zugigen Tür stehend, doch kalt werden. Der Oberleutnant fühlte eine unbegreifliche Verwunderung in sich, er fühlte keine Kälte, aber er folgte ihm in das Abteil und saß dem Zahlmeister gegenüber, der eine frohe Beredsamkeit entfaltete und schließlich gar eine Flasche guten Kognak entkorkte.

Der Oberleutnant jedoch sagte wenig mehr, als er eben sagen mußte, und was er sagte, vergaß er sogleich. Er spürte nur die Sonderbarkeit, die darin lag, einem Menschen mit einem fröhlichen Gesicht gegenüberzusitzen. Auf die Frage des Zahlmeisters, ob er in Urlaub fahre, geriet er in Verwirrung. Er sagte, daß er seinen Urlaub in der Hauptsache dazu verwenden wolle, die Angehörigen seiner Gefallenen aufzusuchen. Er sagte dies mit eindringlicher Stimme. „Es ist ein altes Versprechen. Ich habe es meinen Männern gesagt, und ich will es tun, denn ich könnte ja selbst fallen — und dann wäre es zu spät." Der Oberleutnant schien seinen eigenen Worten nachzulauschen.

Der Zahlmeister erzählte darauf von den Kämpfen, die er im Weltkrieg mitgemacht habe, er legte es darauf an, gehört zu werden. Da sprach auch der Oberleutnant von seinem letzten Angriff. Er tat dies mit einer größeren Lebhaftigkeit als vorher. Er spürte, daß sein Gesicht sich belebte, er fühlte, daß diesem Erlebnis seine ganze geheime Nachdenklichkeit gegolten haben mußte. Er hörte sich erzählen, wie er mit seiner Kompanie in das brennende Dorf eindrang. Jede Einzelheit war ihm bekannt, als habe sein Gedächtnis die Ereignisse mit gesteigerter Kraft festgehalten.

Aber dann brach sein Bericht plötzlich ab. Seine Stirn umwölkte sich, er marterte sich selbst nach Einzelheiten. Er wiederholte die letzten Worte, als müsse ihm beim Anhören seiner eigenen Stimme einfallen, was dann geschah, aber seine Erinnerung versagte. „Ich sah ein niedergebrochenes Geflecht von Zaunstangen vor mir. Sie waren durchkreuzt und dahinter leuchtete irgendein Brand." — Mehr wußte er nicht.

Er hörte auch nicht darauf, was der Zahlmeister ihm als gutmütige Erklärung erwiderte. Er schauderte nur, von seiner geheimnisvollen Empfindung hin und her gerissen.

Als sie Deutschland erreichten und auf den Bahnhöfen die ersten Frauen und Kinder sahen, als der wohlvertraute Klang der eigenen Sprache wieder ans Ohr schlug, stand er schweigend am Fenster. Seine graue Hand lag auf dem metallgefaßten Rand des niedergelassenen Fensters. Eine weiche, freudige Stimmung bemächtigte sich seiner. Das sonderbare Geräusch, das ihn begleitet hatte, war vollständig verstummt. Fast meinte er, die Stimmen der Menschen nur von weitem zu hören, wie es zuweilen wohl in einem Traum geschieht,



da man Vorgänge des Lebens sich lautlos abspielen sieht.

•

Der Oberleutnant sah eine sich öffnende Tür. Was bis dahin geschah, war in ihm versunken, als gestatte ihm das Gedächtnis nicht, das Unwichtige zu bewahren. In der Tür stand eine Frau, die ihn eine Weile stumm ansah, dann die Tür weit öffnete. Der Oberleutnant

sah in ihren Augen Tränen, ehe er sich bekanntgemacht hatte. Jene Frau wußte wohl, wer er war.

Er trat in ein Zimmer und sah ein junges Mädchen sich aus einem Sessel erheben. Sie ließ ein Buch sinken und sah ihn an. Die Mutter wußte nicht, was sie zuerst machen sollte. Sie wollte sich beeilen Kaffee zu kochen, obwohl der Oberleutnant sie bat, keine Umstände zu machen. Dann erschien sie mit der Kaffeemühle in der Hand, weil ihr Wunsch sie überwältigt haben mochte, von ihrem Jungen zu hören, dessen schwarzverhangenes Bild der Oberleutnant mit einer seltenen Lebendigkeit an der Wand sah.

Der Oberleutnant setzte sich. Er sah die Tochter an. „Ich heiße Leoni", sagte sie, und der Oberleutnant verwunderte sich nicht über die sonderbare offene Art der Vorstellung. Es war ihm recht so. Er hatte es erwartet.

Die Mutter fragte dies und das. Ihre Erinnerung galt ihrem Jungen. Er sei ein Kind gewesen, das es doch sicher schwer gehabt habe. Der Oberleutnant tröstete nicht, wo er nicht konnte. Aber er sagte, daß sie in ihrem Jungen kein unglückliches Kind betrauern dürfte, denn er sei mehr als das gewesen.

Alles was er sprach, war von einer gewissen Allgemeingültigkeit, so, als gestatte ihm das Schicksal in seinem Gespräch keine Belanglosigkeiten. Er sagte, daß der Soldat an der Front in ein anderes, höheres Leben hineinwachse, das man mit dem alltäglichen nicht vergleichen könne. „Wir sind anders, aber unglücklich sind wir nicht."

Er sah das junge Mädchen an und spürte sein Herz. Er hätte nicht sagen können, was den sonderbaren Bann ausmachte, der ihn beherrschte. Er erschrack fast über die Plötzlichkeit seiner Empfindungen, die diesem Mädchen entgegenschlugen. Was er in der Lage war sich vorzustellen an Idealem und Schönem, floß in dem Bild dieses jungen Mädchens zusammen. Zugleich befiel ihn eine unbekannte Traurigkeit und das Gefühl eines großen Schmerzes.

Als er ging, begleitete sie ihn. Er machte sich keine Gedanken über die Ungewöhnlichkeit ihres Tuns. Wenn er sie ansah, verwirrten sich ihm die Blicke. Keinen Zug ihres Gesichtes sah er scharf vor sich. Es war, als lächle ihn ein Bild an, ein lebendiges Bild, denn er spürte ja das süße Gefühl, das ihn völlig durchdrang.

Aber indem er sie ansah, griff er nach einem Zettel, auf dem untereinander die Namen und Anschriften verzeichnet standen. Doch brauchte er sie nicht zu lesen, er wußte sie.

So begann er seine seltsame Wanderung. Viele Zimmer und viele Menschen sah er, wenngleich ihre Gesichter ihm undeutlich blieben, als sähe er sie durch einen Nebel. Seine Erinnerung glühte, und mit leichter Hand gab er von ihr, was zu wissen nottat. Wieder sagte der Oberleutnant, was sich in ihm an Worten drängte. Er brauchte nicht zu überlegen, er sagte, was er dachte.

„Was ist das Maß des Lebens? Wir wissen es nicht. Daß jedoch das Leben an der Front, als ein Leben zwischen Gefahr und Tod, ein größeres ist, das wissen wir. Wer die Ereignisse messen will, der sehe, ob sein Maß reicht."

Und: „Wir wissen nicht, was einem Menschen zu erreichen bestimmt ist, und ob tapfer vor dem Feind zu sterben nicht das Höchste ist."

Wo er auch hinkam, verwandelte sich der Altlag. Er hörte kein harmloses Wort, jede Trauer wuchs zu sanfter Höhe, jedes Leid verlor seinen gellenden Klang. Er kam und schaffte jeder Frau und jedem Mann etwas von dem zurück, das sie auf ewig verloren wähnten.

„Trauert nicht! Im Schmerz zu zerbrechen ist ein Unrecht gegen uns, denn nichts macht das Sterben schwerer, als die Furcht vor der zerstörenden Trauer derjenigen, die man hinterläßt."

Leoni war bei ihm. Sie faßten sich an den Händen. Es bestand keine Schranke zwischen ihnen, und es hatte keiner Zeit und keines wachsenden Gefühles bedurft, die Fremdheit zwischen ihnen auszulöschen.

Und der Oberleutnant fühlte sich an ihrer Seite sicher. Sie hätte jeden anderen Namen tragen können. Nichts war wichtig, als daß ein Mensch in strahlender Schönheit neben ihm ging, daß sein Herz sich erhob und ein beseligendes, zutiefst Befriedigung ausströmendes Gefühl von ihr ausging.

Sie führte ihn in einen Konzertsaal. Sie saßen nebeneinander, und das Orchester begann zu spielen.

Der Oberleutnant hatte diese Musik noch nie gehört, wenngleich sie ihm an das Herz griff. Es war ein wildes Wogen von Klängen, deren Mächtigkeit über Wände und Decken hinauszuströmen schien. Er hielt die Hände des Mädchens. Es gelang ihm kein nebensächliches, unterhaltendes Wort. Aber es war auch nicht nötig, denn dieses Mädchen neben ihm schien ihn zu verstehen. Sie versanken lächelnd ineinander, und sein Glück war nicht zu beschreiben. Es füllte ihn ganz aus und es hob ihn mit der Gewalt der Töne hinauf auf eine völlig andere und neue Ebene des Lebens, auf der alle Alltäglichkeiten vergangen waren und nur das Ewige blieb, das sich schweigend erhob.

Die Töne verklangen. Aber es schien dem Oberleutnant als entferne er selbst sich von der Musik, daß sie immer undeutlicher wurde, und das Gesicht des Mädchens leuchtete vor ihm. Auch sie wurde undeutlicher, und das letzte, was er von ihr sah, waren die Augen.

•

Durch den wogenden Nebel wuchsen wieder deutlich Einzelheiten heraus. Und da war das kreuzweise Geflecht der Zaunstangen, hinter denen einige Balken verglühten. Der Schnee war von stumpfem Grau, und über den Himmel kam die frühe östliche Nacht, die alles bedeckte.

Zeichnungen (3) Walter Rieck



Aufnahmen:
Barb. Lüdecke (3), Junges Europa (1)





WAS SIND DIE Hände DER Jugend WERT?

Jedenfalls sind sie mehr wert als man je dachte. Die große Probe darauf wird die Jugend in diesem Jahre ablegen. Das Heer der Jugend ist keine zusätzliche Armee an geschulten Arbeitskräften, aber sie hat Hände, zu tun, Augen, um zu sehen, einen gesunden Verstand, um zu denken, und den guten Willen, die gestellten Aufgaben zu bewältigen.
Die Jugend hat ein großes Herz. Sie ist am Krieg nicht unbeteiligt, und sie will ihn so gewinnen wie ihn jeder gewinnen hilft: kämpfend und arbeitend.
Man sollte keine Kalkulation anstellen über die Arbeitskraft der Jugend, weil sie falsch sein wird. Ihre Arbeitskraft ist immer ein wenig größer als man berechnet, weil ihr Wille und ihre Einsatzsehnsucht sie über das gesteckte Ziel immer um ein Geringes hinausführen wird, um das Geringe nämlich, das die Jugend braucht, sich nicht zu schämen.
Sie kann Hämmer schwingen, feilen, Hilfsdienste der verschiedensten Art lösen. Sie wartet auf den Befehl, der sie an ihren Platz ruft.



Die Seite der kämpfenden HJ.



Aufnahmen: Zander, Archiv

Bannführer Richard Hohenhausen

Auf den Potsdamer Kulturtagen der Brandenburgischen Hitler-Jugend Ende vorigen Jahres sahen wir ihn zum erstenmal, ein junger Oberleutnant mit dem Ritterkreuz nahm als Gast an ihnen teil. Einige Wochen danach führte ihn der Führer des Gebietes Mark Brandenburg, Gebietsführer Knoop, als Bannführer in sein Amt ein. Seit der Zeit gehörte er zur Potsdamer Hitler-Jugend, der Ritterkreuzträger Bannführer Richard Hohenhausen.

Als wir ihn einmal in seiner Dienststelle besuchten, erzählte er uns ein wenig von sich. Am 8. Juli 1914 wurde er in Berlin geboren. Nach dem Besuch der heutigen Litzmannschule ging er auf Wunsch seiner Eltern an eine Großbank als Lehrling, bis er 1935 Soldat wurde. Immer fester gestaltete sich dort sein Wunsch, hauptamtlicher Hitler-Jugend-Führer zu werden, was ihm nach seiner Entlassung aus dem Wehrdienst durch den Besuch der Potsdamer Reichsführerschule dann auch gelang. Nachdem er als Stellenleiter für Leibeserziehung im Bann Eberswalde eingesetzt war, übernahm er im Jahre 1939 den Jungbann Luckau. Dann brach der Krieg aus und rief auch Richard Hohenhausen zu den Fahnen. Frankreich und der Balkan sahen ihn im Einsatz und im Juni 1941 ging es über die Demarkationslinie in den Osten. Schon am 29. Juni holte sich der inzwischen zum Oberleutnant beförderte Offizier in der Kesselschlacht von Bialystok und Minsk das EK. II., als er in seinem Kübelwagen an der Spitze einer Vorausabteilung die Verbindung mit einer anderen Vorausabteilung herstellte und dabei 60 km durch unter starker Feuereinwirkung liegendes Niemandsland raste. Im August erwarb er sich das EK. I., als er im Quellgebiet des Dnjepr mit seinem Geschütz ein von den Sowjets hartnäckig verteidigtes Dorf nahm.

Den Winter 1941/42 erlebte Oberleutnant Hohenhausen am Ilmensee, von wo aus seine Sturmgeschütz-Batterie eines Tages zum Entsatz der Kampfgruppe Scherer antrat. An diesem kühnen Unternehmen war der junge Offizier maßgeblich beteiligt, hatte er doch aus eigenem Entschluß während des Angriffs einen kühnen Umgehungsplan durchgeführt und dadurch ermöglicht, den Entsatz der Kampfgruppe Scherer 24 Stunden früher als vorgesehen durchzuführen. Er hatte damit den Befehl des Kommandierenden Generals „Drauf und Durch" im schönsten Sinne des Wortes verwirklicht. Das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, das an Richard Hohenhausen wenige Tage später verliehen wurde, bedeutete die Anerkenung des Führers für seine vorbildliche Tat.

Nun rief ein Auftrag den jungen Ritterkreuzträger wieder in die Hitler-Jugend, als Führer und Kamerad begeistert er seine Jungen, seinem leuchtenden Vorbild nachzustreben.

Aus zwei Feldpostbriefen von HJ.-Kameraden

DER GEHEIME PULSSCHLAG . . . Würde nicht täglich der geheimnisvolle Pulsschlag unserer Art in Form von vielen Feldpostbriefen aus der Heimat zu uns fließen, man wäre um vieles ärmer. Und zu diesem Kraftstrom gehört auch Euer Werk. Und wenn es nur Papier ist, nur Gedanken für uns, während rund um Euch die Tat wächst, es ist schon ungeheuer viel. Neben der Sippe gilt ja unser Sinnen und Denken, unser Suchen in der Vergangenheit und unser Schauen in die Zukunft Euch, der Hitler-Jugend, dem jüngsten Teil unseres Volkes. „Neben" ist schlecht ausgedrückt. Wie war es doch in der Vergangenheit? Haben wir nicht in allen entscheidenden Dingen das „Persönliche" beiseitegeschoben, auch wenn sich damit eine Härte gegen manch lieben, teuren Menschen verband, vom eigenen „Ich" ganz abgesehen? Gab es für uns nicht eine einzige Parole, die unsere Gemeinschaft schuf und die in dem kleinen Wörtchen „durch!" enthalten ist? Durch, an die Seite des Führers, durch mit unserem Wollen zum hohen Ziel einer einigen deutschen Jugend, ausgerichtet nach dem Willen des Führers, eine brennende Fackel in seiner Hand, bereit, auch im letzten Winkel des deutschen Volkes zu zünden?

Und wir Soldaten? Auch unsere Parole lautet schlicht und einfach: Durch! Durch! Durch die langweiligen Tage des „Wartens", durch die ewige Wiederholung unserer „Wissenschaft", durch den kleinen Kram des Alltags in der unvermeidlichen, manchmal zu lange dauernden „Ruhestellung", wo man vor Tatendrang und Schaffenslust verzweifelt, weil man heute dasselbe macht wie gestern, vorgestern und auch — morgen, während man so viele Aufgaben vor sich sähe, die unerfüllt am Wege liegen . . . Durch! Durch alle Schikanen von Weite und Raum, Fremde und Abgeschiedenheit und durch! Durch den brutalen, hinterlistigen und zähen Feind, trotz Tod und Teufel, bis er am Boden liegt und deutsche Zungen das Wort „Sieg!" sprechen . . .

DER GLAUBE DES SOLDATEN . . . Dieser Winterkrieg wurde zu einem Ringen, Opfern und Erdulden, wie es in der Weltgeschichte wohl dafür kein Beispiel mehr geben wird.

Man kann sagen, wir haben das meiste nun hinter uns. Unvergeßbare Bilder, Eindrücke und Erlebnisse sind jedem eingegangen.

Was mich am meisten in diesen harten, kalten Tagen beindruckt hat, ist das Gefühl, weit draußen in der Einsamkeit der asiatischen Steppen zu liegen und sich in der Abwehr eines vielfach stär-

keren Gegners zu wissen. Die Kameradschaft dieser einsamen oft kleinen Häuflein, in die man sich eingereiht fand, war grenzenlos. Dieses Kameradschaftserlebnis setzte den einzelnen über die unerbittliche, harte Erkenntnis hinweg, daß sein Leben in diesem Ringen praktisch nichts bedeutet und daß eine kalte Zeltbahn und einige Schaufeln Schnee das Ende seines hoffnungsvollen Lebens sein können.

Der kleine Landser hat in diesen Wintermonaten ein ewiges Bekenntnis für sein Volk und besonders für die nationalsozialistische Bewegung abgelegt. Ich habe selbst erlebt, wo es angeblich auf Befehl des Führers Dörfer oder Linien zu halten gegeben hat. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Todesverachtung der einzelne Mann sich in die Brandung des asiatischen Heeres geworfen und mit welcher Zähigkeit und Verbissenheit er jeden Zollbreit Boden verteidigt hat. Der Führer ist alles, und jeder meint, ihm sei er am meisten zugetan und von ihm erwarte er das Letzte und Allerletzte....

AUS EINEM LETZTEN BRIEF

... Ihr müßt mir verzeihen, wenn ich darauf brenne, nach vorne zu kommen. Es wird für Mutter wohl das schlimmste sein, mich vorne zu wissen, aber ich glaube, liebe Mutter, daß Du am besten verstehen wirst, in welcher geistigen und seelischen Form ich erzogen und belehrt worden bin, denn Du gabst uns doch die innere Haltung und die äußerlichen Richtlinien, unseren Lebensweg zu suchen und auszurichten, damit Deine Söhne in den schlimmsten Gefahren ihren Mann stellen und tapfere Soldaten des Reiches sein werden. Indem ich meinem inneren Drang, vielleicht meinem rassischen Empfinden gemäß folge, glaube ich dadurch weiter in Deinem Sinne zu handeln. Du wirst Dich im späteren Leben nicht unser zu schämen brauchen. Haben wir schon seit unserer Kindheit dort gestanden, wo es sich darum handelte, der Nation im wahrsten Sinne zu dienen, und wenn die harte Faust des Schicksals mal in unsere Reihen schlagen sollte, dann wisse, daß Du mir einen großen Gefallen erweist und meine letzte Bitte erfüllst, wenn Du bei der Hiobsbotschaft die Nachricht im stolzen Bewußtsein empfängst, daß wir als Söhne des Reiches unser Letztes hingegeben haben, im Glauben an ein glänzendes und ruhmreiches Deutschland, daß das auch ein wunderbarer und herrlicher Abschluß unseres Lebenswandels war.





Das bäuerliche Leben

Das Land steht der Stadt nicht nach. Wenn man diese beiden Begriffe in der richtigen Reihenfolge bringen will, so muß man sagen, zuerst das Land und dann die Stadt, denn die Gebäude der Stadt sind errichtet auf dem Grund des Landes.
Das bäuerliche Leben ist eine Grundform unseres Lebens. Daß sie nicht vernachlässigt wird, zeigt der folgende kleine Bericht, der der bäuerlichen Berufsertüchtigung gewidmet ist.





Dreimal monatlich finden die Arbeitsgemeinschaftsabende statt, hier werden den Mädeln aus allen Gebieten des bäuerlichen Haushalts, der ja umfassend wie kein anderer ist, grundlegende praktische Kenntnisse vermittelt.
Wir wollen einen Blick in das reichhaltige Arbeitsfeld werfen.
Zuerst die Arbeiten in der Küche — der Keimzelle des Bauernhauses. Die Mädel bekommen vielerlei Anregung zur Zubereitung von guten, billigen und zeitsparenden Gerichten aus den Produkten, die im bäuerlichen Haushalt vorhanden sind und bisher teilweise zu wenig ausgewertet wurden. Selbstverständlich finden dann auch die Obst- und Gemüsekonservierung sowie sämtliche Eindosungsverfahren größte Beachtung.
Im Nähen werden Anleitungen zur Neuanfertigung von Kleidungsstücken gegeben, die am Lande wieder volksecht, landschaftsgebunden und einfach werden sollen. Dann bekommen die Mädel viele praktische Anregungen zum Ändern und Umschneidern, zum Flicken und Bessern. Auf die Ausbildung eines natürlichen, persönlichen Geschmackes wird neben allem Nützlichen besonders geachtet.
Dann aber sind es vor allem die alten schönen Handfertigkeiten, wie

(Fortsetzung Seite 20)

Die alte Form der Dorfgemeinschaftsabende wird an vielen Stellen wieder aufgenommen. Bei Handarbeiten, der Flachsspinnerei und anderen Betätigungen wird gesungen, musiziert. Das Land findet wieder seine schönen Ausdrucksformen des Gemeinschaftswillens

Aufnahmen (6) Lüdecke



Die Reis-Leserinnen

Junge Italienerinnen helfen bei der Reisbebauung. Italien ist das nördlichste Land der Welt, wo Reis angebaut wird. Der Reis ist ein wichtiges Produkt der Ernährung, und die jungen Italienerinnen helfen mit, daß die höchste Erzeugungsstufe erreicht wird.











Wie der Schnabel gewachsen ist...

In unserem Sprachgebrauch haben gelegentlich auch die Menschen einen Schnabel, beispielsweise, wenn es sich um vorlaute „Grünschnäbel" handelt, die überall auch da mitreden wollen, wo sie besser „ihren Schnabel halten". Das Gegenstück dazu bilden jene, die man gelegentlich mit dem Satze ermuntern muß, sie sollten doch ruhig so reden, „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist". — Aber das hier nur nebenbei.

Der rechtmäßige Besitzer eines Schnabels, der Vogel, hat dieses Werkzeug in erster Linie zum Fressen; Form und Länge des Vogelschnabels richten sich daher nach der Nahrung, die es je nach den Lebensumständen zu suchen und zu bewältigen gilt, und die scharfen Kanten der hornigen Schnabelscheide verrichten hier häufig die Arbeit, die bei den Säugetieren von den Zähnen getan wird.

Wenn nun die Natur ihren Geschöpfen auch reichlich den Tisch gedeckt hat, ist es bei allem gesunden Appetit doch häufig ein weiter Weg bis zum Verspeisen der Nahrung. Und so muß der Vogelschnabel erst einmal zur Nahrungssuche entsprechend eingerichtet sein. Dabei spielt seine Länge in vielen Fällen eine große Rolle. Ein langer Schnabel kann verschiedene Vorteile haben. Unser Storch watet mit hohen Stelzfüßen im sumpfigen Wiesengelände, und sein langer Schnabel macht es ihm möglich, die Wasserfrösche zu erreichen, ohne daß dabei sein Kopfgefieder naß wird. Andere Vögel sind mit Hilfe ihres langen Schnabels in der Lage, Würmer und andere Insektennahrung aus Ritzen und Löchern herauszuholen. — Demgegenüber besitzt ein kurzer Schnabel eine größere Kraft beim Zerbeißen. Pflanzenfresser haben also im allgemeinen geringere Schnabelmaße aufzuweisen als Fleischfresser. In jedem Falle aber muß der Vogelschnabel so lang sein, daß er zusammen mit der Länge des wendigen Halses bis zur Schwanzwurzel reicht. Hier nämlich befindet sich die Bürzeldrüse, deren Sekret zum „Einölen" des Gefieders dient, eine Arbeit, die das Freßwerkzeug „nebenbei" mit zu erledigen hat. Aber auch als Waffe im Kampf, als Werkzeug und Transportgerät beim Nestbau und als Tastorgan leistet der Schnabel Dienste.

In seiner Hauptrolle als Eßgerät übernimmt am gedeckten Tische der Natur der Schnabel die Aufgabe, die beim Menschen Messer, Gabel und Löffel erfüllen, je nach der Art der Speise, die vertilgt werden soll. Der Hakenschnabel der Raubvögel und Eulen dient zum Zerreißen der Beute. Der Kegelschnabel der Spatzen hilft die harte Körnernahrung bewältigen, der des Kernbeißers dient gewissermaßen als Nußknacker. Der pfriemförmige Schnabel unserer Singvögel ist der Insektennahrung angepaßt und erinnert an das Regenwürmerbesteck der Chinesen. Der abgeplattete Schnabel der Enten ersetzt beim Durchsieben des Wassers den Suppenlöffel, was bei anderen Wasservögeln, wie Flamingo und Löffelreiher, noch deutlicher wird. Bei ausgesprochenen Fischfressern, wie z. B. beim Pinguin, ist der Schnabel seitlich zusammengedrückt und mit scharfen Kanten versehen, und der berühmte Pelikan verfügt an seinem Unterschnabel außerdem noch über einen Fischtransportbehälter von beträchtlichem Ausmaße, der übrigens nebenbei dazu dient, bei großer Hitze die Luft zu fächeln.

Als eine Besonderheit unter den gefiederten Schnabelträgern dürfen wir hier den merkwürdigen neuseeländischen Rabenvogel nicht vergessen. Bei ihm haben Weibchen und Männchen derart unterschiedliche Schnäbel, daß es einem direkt schwerfallen würde, die beiden zur gleichen Art zu rechnen, wenn man nicht die Methode

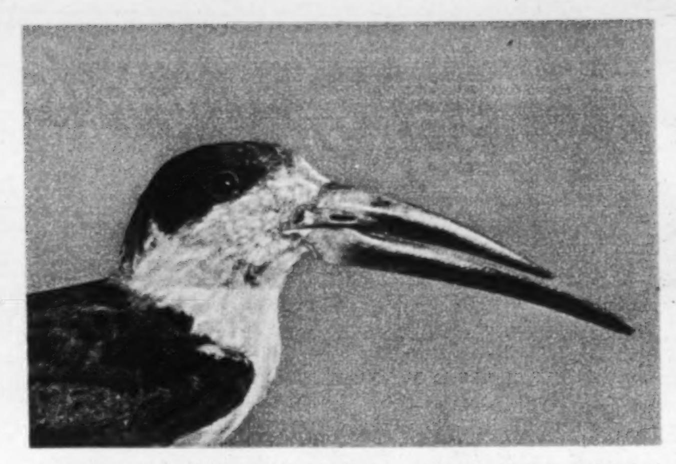


Dem afrikanischen Marabu sieht man es an der Schnabelspitze an, daß er mit unserem Storch verwandt ist. Seine „verlängerte Nase" eignet sich besonders gut zur Heuschreckenjagd



Genau so wie der Schnabel des Nashornvogels ist auch der des afrikan. Lappenhalsvogels ein sogenannter Schreckschnabel

Aufnahmen: Techno-Photographisches Institut (4)



Der afrikanische Scherenschnabel. Was soll man zu einem Schnabel sagen, bei dem der Unterschnabel den Oberschnabel überragt? Ist er nicht als Freßwerkzeug völlig unbrauchbar? Im Gegenteil: er ist ein vorzügliches Fanggerät. Mit ruhigem Flügelschlag streicht der Vogel, der übrigens ein Verwandter der Seeschwalbe ist, über das Tropenmeer. Der lange rote Unterschnabel durchpflügt dabei die Wogen und reißt so mancherlei Getier empor, das dann der kurze Oberschnabel der Mundöffnung zuführt

ihrer gemeinsamen Jagd auf Insekten und Käferlarven kennen würde. Das Männchen gewissermaßen als „Vorarbeiter" reißt mit seinem kräftigen, etwa vier Zentimeter langen kegelförmigen Schnabel die morsche Rinde eines Baumstammes auf und spaltet das Holz. Dann kommt das Weibchen mit seinem doppelt so langen und stark nach unten gebogenen Schnabel und sucht die aufgerissenen Spalten und Löcher ab. — Welch vorbildliche Arbeitsteilung, möchte man sagen. Jedoch haben einwandfreie Beobachtungen ergeben, daß auf diese Weise das Weibchen häufig zu besonders fetten Bissen kommt, die dem eifrig vorarbeitenden Herrn Gemahl verborgen geblieben waren. Um einen Sonderfall unter den vielfältigen Schnabelwerkzeugen handelt es sich bei dem Schnabel der Schnepfe, dem „Schnepfenstecher". Bei ihm führt nicht nur der Unterschnabel die übliche Klapp- oder Schnappbewegung gegen den Oberschnabel aus. Vielmehr besitzt auch der Oberschnabel unterhalb der Nasenlöcher — also ziemlich dicht an seinem kolbenartig verdickten und den Unterschnabel überragenden Ende — eine bewegliche Stelle, die es möglich macht, die Oberschnabelspitze getrennt nach oben oder aber im Druck auf den biegsamen Unterschnabel mit diesem zusammen nach unten zu bewegen.

Ein sinnvoller „Mechanismus" ist nötig, um der Oberschnabelspitze zu ihrer Sonderbewegung zu verhelfen. An der Spitze des Oberschnabels ist dicht unterhalb der elastischen Stelle eine Knochenspange befestigt. Diese verläuft an der Schnabelwurzel in zwei Seitenspangen, deren eine oberhalb am Schädel angewachsen ist, deren untere aber mit einem merkwürdigen quadratischen Knochen an Wangengegend in Verbindung steht. Wird dieses Knochenquadrat durch Muskelbewegung nach oben gedreht, schiebt sich die Knochenspange vor und das Oberschnabelende biegt sich nach unten. Wird dagegen das Quadrat nach unten gedreht, schiebt sich die Knochenspange zurück, wodurch das Schnabelende nach unten gezogen wird.

So kann also die Waldschnepfe ihren Stecher bis zur Wurzel in weiche Erde einbohren, dann das Oberschnabelende zangenartig hochklappen und auf diese Weise einen fetten Regenwurm ergattern. Oder aber sie steckt ihren Stecher aufs Geratewohl in die Erde, schnellt dann das Oberschnabelende ein paarmal auf und zurück und bewirkt dadurch eine Erschütterung des Erdreiches und eine Beunruhigung der Regenwürmer und sonstiger Beutetiere, die an die Oberfläche kriechen und nun bequem zu fangen sind. Schließlich schafft die Schnepfe durch wiederholtes Einbohren des Stechers im Erdreich Löcher, aus denen dann die Würmer von alleine herauskommen. *H. K.*



Das „Nashorn" unter den Vögeln: der indische Nashornvogel

Das bäuerliche Leben (Fortsetzung von Seite 16)

das Spinnen und Weben, das Stricken und Knüpfen, sowie die Zubereitung von Flachs und Wolle, die wieder die ihnen gebührende Pflege finden. Wertvoll sind diese Arbeiten besonders auch deshalb, weil sie an den Gemeinschaftsabenden schön mit echter Kulturarbeit verbunden werden können. Singen und Musizieren mit einfachen, volkstümlichen Instrumenten, sowie Vorlesen und Erzählen finden dabei ihren Platz.

Der Ausfall vieler männlicher Arbeitskräfte am Lande bürdet den Bauersfrauen oft eine Last von Pflichten auf, denen sie nicht nachkommen kann. Da ist nun die geschulte, arbeitsmäßig und weltanschaulich ausgerichtete Arbeitsgemeinschaft des BDM.-Werkes ein stets einsatzfähiger Hilfstrupp für die Dorfgemeinschaft. Die alte Form der Nachbarhilfe wird hier wieder lebendig und bekommt durch den uneigennützigen Einsatzdienst der Mädelschaft noch tieferen Sinn.

Die Mädel werden zur Aushilfe in Haushalten auf Tage oder Stunden eingesetzt, in den Arbeitsgemeinschaftsabenden selber nehmen sie den überlasteten Bauersfrauen das Waschen, das Flicken und Ausbessern von Wäsche und Kleidern ab. Dann ist es die Instandhaltung der Wohnräume, die den Mädeln vielfach übertragen wird, und vor allem die Betreuung der Kinder, die sie auf tausenderlei Arten mit selbstgefertigtem Spielzeug, mit Singen, Vorlesen und Erzählen zu beschäftigen wissen.

Da nun die Mädel im elterlichen Hof oder in Dienststellung tagsüber beschäftigt sind, muß dieser zusätzliche Dienst oft in den Abendstunden und am Sonntag geleistet werden. Aber erst durch diesen Einsatz unter kleinen persönlichen Opfern an Erholung und Freizeit kann das Vertrauen der bäuerlichen Bevölkerung zu dieser „neuen Einrichtung", der BDM.-Arbeitsgemeinschaft, wachsen und gefestigt werden.

Durch gemeinsame Arbeit, die eine wirkliche berufliche Ertüchtigung bedeutet, durch den selbstlosen Dienst für die Dorfgemeinschaft und den Heimabend bekommen die Mädel eine durchaus positive Einstellung zu dieser Zeit, die auch die bäuerliche Welt wie nie vorher mit Forderungen und Pflichten an das Volksganze bindet. *M. Str.*

KRIEGSBERICHTER OTTMAR HAAS:

Tim, ein Fallschirmjäger

PK. ...... im Osten 1943.

Er war so jung, daß wir ihn einen Knaben genannt hätten, wenn nicht der Soldatenrock gewesen wäre, den er trug. Wir wußten nicht, woher er kam und was ihm das Leben bislang bedeutet hatte. Wir sahen aber bald, daß es ihm schwer wurde, sich mit der Härte des Kampfes auseinanderzusetzen. Er verbarg seine Angst vor uns. Wahrscheinlich aber hatte gerade dieses Gefühl der ängstlichen Schwäche, verbunden mit dem Willen, darüber Herr zu werden, ihn gezwungen, sich freiwillig zu melden in unsere Reihen, zu den Fallschirmjägern.

Wir lächelten, wenn wir sein plötzliches Erschrecken vor einer Granate bemerkten. Wir wunderten uns, daß er einmal den Mut zu jenen sechs Fallschirmabsprüngen der Ausbildungszeit gefunden hatte, und nannten ihn Tim. Wir leiteten es von Timotius ab. Es paßte zu ihm, zu seiner ganzen schwächlichen Gestalt, und klang fromm. Tim tat alles, was man ihm sagte, weil er sich uns unterlegen fühlte. Tim marschierte immer am Schluß unserer Kolonne. Er war immer der letzte, und das war wohl auch der Grund dafür, daß man ihn nie dort einzusetzen wagte, wo es ganze Männer galt.

Um diese Zeit geschah es. Nachts. Nur wenige Schritte trennten uns von den Kampfständen der Bolschewiken, die wir überraschen wollten. Wir waren eins geworden mit dem Schnee des russischen Winters und lagen still wie der Wald, dessen Bäume der Sturm unserer Artillerie zu Boden geschlagen hatte. Lautlos krochen wir vorwärts. Spanne um Spanne. Stürmisch und laut spürten wir den Schlag unserer Herzen.

Sekunden noch ....

Aber dann brach die Hölle los, begrub uns im Toben von Feuer und Rauch. Die Erde barst an tausend Stellen, verschlang uns, spie uns wieder aus. Maschinengewehrfeuer raste auf uns los, und wir lagen, Gesicht und Helm an die Erde gepreßt, im Schnee. Sinnlos wäre in diesem Augenblick ein Angriff gewesen, sinnlos zu glauben, aus dieser Hölle lebend zu entkommen. So lagen wir, konnten weder vorwärts noch zurück.

Neben mir war Tim. In seinen Augen flackerte die Angst, aber sein Gesicht war so verbissen, wie ich es noch nie gesehen hatte. Nur einmal, als ich mit einer Handbewegung ihm sagen wollte, daß alles halb so gefährlich sei, lächelte er mich dankbar an.

Die Sowjets schossen unheimlich genau mit ihren Granatwerfern. Wenn es uns gelang, die wenigen Schritte bis zum Kampfstand noch zu nehmen, waren wir in Sicherheit vor dem platzenden Eisen. Mit der Besatzung wollten wir schon fertig werden. Einmal ließ das Feuer nach. Längst schon hatten wir die Abreißschnur der Handgranate um den Finger gedreht. Da sprangen wir auf, warfen und stolperten auf das dunkle Ungetüm des Bunkers zu. Sie schossen wie wild. Wir hörten nur das Rattern ihrer Maschinengewehre und sahen die Geschosse in rotglühenden Ketten an uns vorüberschnellen. Aber dann waren wir heran. Handgranaten hatten ein MG. erledigt. Maschinenpistolen fegten rasend schnell den Graben frei, in den wir hineinsprangen. Zwanzig Schritt weit nach der Bunkereingang. Doch plötzlich öffnete sich die Tür, und in ihrem hellen Licht sahen wir ein MG. Eines jener alten Spritzen mit Schutzschild und Eisenrädern, über die wir so oft gelacht. Sekunden noch, dann würde es schießen. Für uns im Graben gab es kein Ausweichen oder Deckungsuchen. Es würde uns zusammenknallen und unseren Anfangserfolg zunichtemachen.

Aber über uns am Grabenrand war noch einer, der sprang jetzt vor, huschte wie ein Raubtier geduckt auf den Bunker zu und warf sich auf das MG. Schüsse, Schreie, Körper wälzten sich auf der frostharten Sohle des Grabens. Da stürmten wir vor. Aber noch schneller als wir war in der hellen Türöffnung ein breiter, großer Schatten erschienen, der sich auf den einen werfen wollte, der das MG. bezwang. Doch schon stand dieser eine größer als zuvor und warf sich auf den Gegner. Dem Roten fuhr ein Schlag ins Gesicht, ein Tritt warf ihn in den Bunker zurück, und dann prasselte die MP. in das Licht der Türöffnung hinein, bis nur noch wimmerndes Stöhnen erklang.

Wir warfen uns in die anderen Gräben und richteten den Kampfstand zur Verteidigung ein. Dann erst blieb Zeit, nach jenem zu fragen, der, uns allen voraus, die Roten bezwang und durch blitzschnelles Handeln wohl manchem von uns das Leben erhielt.

Es war Tim gewesen. Sprachlos war unser Staunen ob dieser Möglichkeit. Von jedem hätten wir es erwartet, nur nicht von Tim. Hatten wir selbst ihn nicht ängstlich gesehen?

Bei meinem Rundgang durch den Graben sah ich ihn. So unscheinbar und gar nicht selbstverständlich, wie immer, stand er in der Brustwehr der neu eroberten Stellung und hatte das verlegene Lächeln auf den Lippen, das immer um Verzeihung zu bitten schien. Ich blieb bei ihm stehen und wir sprachen zusammen. Ja, er hatte Angst gehabt gleich uns, als wir uns befahlen, in das feindliche Feuer zu springen. Doch dieser Befehl kam nicht aus Angst, sondern aus der Pflicht, und als er dann als letzter oben auf der Böschung stand und uns im Graben dem Maschinengewehr gegenübersah, da fiel die Angst von ihm ab wie ein lästiges Ding. Er fühlte sich plötzlich frei und stark wie nie zuvor. Er sah das MG. und wußte, daß es uns im nächsten Augenblick zusammenschießen würde. Da war es ihn wie ein Zwang überkommen, so zu handeln, wie er es tat. Er hatte nur einen Mann hinter dem MG. geglaubt, doch als es ihrer drei waren, hatte er es auch geschafft. Und als er in seinem Rücken den neuen Gegner mehr ahnte als sah, da war es selbstverständlich, daß er den vierten ansprang. In diesen Minuten hatte Tim vergessen, daß er einmal ängstlich war und als klein und schmächtig galt. Er hörte nur den Schrei der Not, in der das Schicksal der Kameraden war. Sie gab ihm das starke Herz, sich hochzureißen über sich selbst hinaus. Und er schaffte es.

Wir haben oft in unseren wachfreien Stunden beisammen gessen und von Tim gesprochen. Dann mochte es sein, daß einer das Wort ergriff und sprach: „Es geschieht dem Herzen wie dem Eisen, das erst im Feuer zu Stahl sich härtet. Es braucht die Gefahr, um stark zu werden. Erst dann vermögen wir einem harten Schicksal ein noch härteres Herz entgegenzusetzen, das mit allem fertig zu werden vermag."

Stoßtrupp am „Toten Turm" (Fortsetzung von Seite 7)

den Nachbareinheit ausgeschaltet, auch die endgültige Einnahme von P. stößt nur noch auf geringfügigen Widerstand. Es war ein „glückhafter Tag", stellen die Angehörigen des Stoßtrupps übereinstimmend an diesem Abend fest; denn sie haben trotz der verbissenen feindlichen Gegenwehr nicht einen einzigen Mann verloren. Daß es darüber hinaus durch die nachfolgende Verleihung des Ritterkreuzes an Leutnant Witsch noch ein besonders glückhafter Tag werden sollte, wollte dieser zunächst selbst nicht glauben. Und nun trägt er diese stolze Auszeichnung mit der Bescheidenheit eines Soldaten, der sie nicht in erster Linie für sich, sondern für seine tapferen Kameraden erhalten hat.

Umschlagbild stammt von: Scherl. Graphische Gestaltung R. Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag Franz Eher Nachf. G.m.b.H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Warum muß die Schürze noch drei Tage reichen?



Ella soll die Schürze noch drei Tage tragen, weil sie „noch nicht schmutzig genug" ist. Auch die Küchenhandtücher sollen bei Frau R. richtig dunkel sein, ehe sie in die Wäsche kommen. Frau R. will nämlich Waschpulver sparen; deshalb wäscht sie so selten.

Spart sie damit aber wirklich Waschpulver? Im Gegenteil: doppelt schmutzige Wäsche kostet nicht nur doppelt, sondern oft dreimal soviel Waschpulver. Denken Sie nur daran, wie schwer man überfettete Küchenhandtücher sauber bekommt — oder wie schwierig es ist, Schweiß- und Schmutzränder an Kragen und Manschetten von Oberhemden zu entfernen. Die Schmutzstellen müssen dann stark gerieben und gekocht werden. Die Wäsche geht dadurch sehr rasch entzwei.

Lassen Sie also Ihre Wäsche nicht so schmutzig werden. Wäsche hält länger und erfordert weniger Waschpulver, wenn man sie häufiger wäscht.

Vor allem aber: Weichen Sie heute im Kriege gründlicher ein! Mindestens eine ganze Nacht soll die Wäsche in der Einweichlösung liegen. Vor allem schwenke man die Wäsche im Einweichwasser öfter hin und her. Wenn sie besonders schmutzig ist, kann man einen Wäschestampfer zu Hilfe nehmen oder die Wäsche in der Waschmaschine kurz schlagen. Das unterstützt die Lockerung des Schmutzes und Sie kommen auch mit weniger Einweichmitteln zurecht.

Nach dem Einweichen darf man das Ausspülen in klarem Wasser nicht vergessen. Der gelöste Schmutz würde das Waschpulver ganz unnötig verbrauchen. Nehmen Sie diese kleine Mehrarbeit im Kriege mit in Kauf; sie spart Einweichmittel und Waschpulver und schont Ihre Wäsche, die sich heute schwerer ersetzen läßt als in Friedenszeiten.



Wie warm sind 36 Grad?

Das Gefühl ist ein schlechtes Thermometer. Wer viel am Herd und im Waschhaus herumhantiert, der wird immer eine hohe Temperatur unterschätzen und verhältnismäßig heißes Wasser noch als „handwarm" oder „lauwarm" bezeichnen. Wer daher gegen Hitze unempfindlich ist, soll beim Waschen ein Thermometer zu Rate ziehen.

Gerade bei der Feinwäsche soll nämlich die Waschlösung nur hand- oder lauwarm sein. Damit meint man eine Temperatur, welche unserer normalen Körperwärme, also etwa 36 Grad Celsius, entspricht. Und auch diese Temperatur gilt nur für einfarbige und nicht farbempfindliche Wäschestücke. Bei Wolle und Seide ist noch größere Vorsicht zu beachten: die Temperaturen sollten 20—25 Grad Celsius nicht übersteigen. Die Spülbäder sollen die gleiche Temperatur haben wie das Waschbad. Bei weniger empfindlichen und farbechten Sachen werden wir also auch hand- oder lauwarm spülen. Wolle und farbempfindliche Sachen spülen wir kalt. Zur Schonung der Farben setzt man dem Wasch- und Spülbad einen Schuß Essig zu.

(Ein Waschbad = Ein Löffel Waschmittel für Feinwäsche auf vier Liter Wasser).